

(Nachdruck verboten.)

45]

## Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexö.

Das geschah. Aber draußen auf dem Brack hingen sie so sinnlos stumpfsinnig in der Tafelage, ohne sich zu rühren — was in Himmels Namen war denn in sie gefahren? Die Leine lag noch immer tot im Sande ohne zu gleiten. Am Boden hing sie nicht, sie bewegte sich, wenn die Wellen sie in die Höhe hoben; sie mußte an dem Mast festgemacht sein.

„Sie haben sie festgemacht, die Dummköpfe!“ sagte der Loffenkommandeur. „Sie erwarten wohl am Ende, daß wir Ihnen die Schute an Land ziehen sollen — an dem Garuende!“ — Er lachte verzweifelt.

„Sie wissen es wohl nicht besser, die Ärmsten!“ sagte der Mormone.

Niemand sprach oder rührte sich. Sie standen da, gelähmt von dem Unfassbaren; ihre Augen wanderten in schrecklicher Spannung von dem Brack hinab auf die unbewegliche Leine und wieder zurück. Die schwerlastende Angst, die dort folgt, wo Menschen ihr Neufestzuges aufgebieten haben und von der Dummheit selbst zurückgeschlagen werden, besaß sie. Das einzige, was die Schiffbrüchigen taten, war, daß sie mit den Armen fochten. Sie meinten wohl, man könne hier am Lande stehen und Wunder vollführen — trotz ihnen.

„In einer Stunde ist es aus mit ihnen,“ sagte der Kommandeur traurig — „es ist schwer, stillzustehen und zuzusehen.“

Ein junger Fischer trat vor. Pelle kannte ihn gut; er hatte ihn mehrmals da drinnen an dem Steinhäusen getroffen, wo die Kinderseele in den Sommernächten brannte.

„Wenn einer von Euch mitgeht, will ich versuchen, sie runterzutreiben!“ sagte Niels Köller ruhig.

„Das ist der sichere Tod, Niels,“ sagte der Kommandeur und legte die Hand auf seine Schulter, „darüber bist Du Dir doch wohl klar? Ich bin nicht für mein Leben besorgt, aber es wegwerfen, das tue ich nicht. Jetzt kennst Du meine Ansicht.“

Die anderen betrachteten es nicht anders. Es war ganz einfach unmöglich, in dem Wetter ein Boot aus dem Hafen herauszubekommen — es würde sofort bei den Molen zerbrechen — geschweige denn, sich bis zu dem Brack hinanzuarbeiten, wo Sturm und Wellen von der Seite kommen! Daß das Meer auch seine Ansprüche auf das Dorf gerichtet hatte, dagegen war nichts zu machen — seinem Schicksal konnte sich niemand entziehen! Aber dies war offener Wahnsinn. Mit Niels Köller war es ja auch so seine eigene Sache: Mit einem Kindesmord halbwegs auf dem Gewissen und die Braut im Zuchthaus! Er hatte seine eigene Abrechnung mit dem lieben Gott — ihm dürfte niemand abtaten!

„Es will also niemand von Euch?“ sagte Niels und starrte zu Boden, „ja, dann muß ich es allein versuchen.“ Schwermütig ging er hinab. Wie er hinauskommen wollte, begriff kein Mensch, er selbst am wenigsten — die Macht war offenbar über ihm.

Sie standen da und sahen ihm nach. „Ich muß wohl mitgehen und das eine Ruder nehmen,“ sagte ein junger Bursche langsam — „allein kann er ja nichts ausrichten.“ Es war Nilsens Bruder.

„Es würde wunderbar klingen, wenn ich Dich zurüthalten wollte, Sohn,“ sagte der Mormone — „aber könnt Ihr zu zweien mehr ausrichten als einer?“

„Niels und ich haben zusammen auf der Schulbank gefessen und sind immer Kameraden gewesen,“ antwortete der junge Mann und sah den Vater eine Weile an. Dann ging er; nach einer Weile fing er an zu laufen, um Niels einzuholen.

Die Fischer sahen ihnen schweigend nach. „Jugend und Torheit!“ sagte einer. „Ein Segen, daß sie das Boot nie aus dem Hafen rausbringen werden.“

„Wenn ich Karl recht kenne, so werden sie das Boot schon aus dem Hafen rausbringen,“ sagte der Mormone düster.

Es verging eine lange Weile. Dann tauchte ein Boot

auf der Südseite des Hafens auf, wo ein wenig Land war — sie mußten es mit Hilfe von Frauen über Land geschleppt haben. Der Hafen schob sich eine Strecke hinaus, und das Boot kam aus der ärgsten Brandung heraus, ehe der Schutz aufhörte. Sie arbeiteten sich hinaus. Sie konnten soeben das Boot gegen das Wetter halten und viel vorwärts kamen sie nicht. Jeden Augenblick zeigte das Boot sein ganzes Inwendige, als solle es für ein gutes Wort kentern. Aber das hatte das gute, daß das Wasser, das sie einnahmen, wieder über Bord lief.

Es war deutlich, daß sie sich soweit hinausarbeiten wollten, daß sie die hohen Wellen benutzen und sich von ihnen an das Brack treiben ließen — ein verzweifelter Einfall. Aber das Ganze war ja halstarriges Tollhanswerk; man sollte nicht glauben, daß dies Leute waren, die von Kindesbeinen an am Wasser gelebt hatten. Nachdem sie eine halbe Stunde gerudert hatten, konnten sie offenbar nicht mehr; sie waren nur ein paar gute Stabellängen aus dem Hafen herausgekommen. Sie lagen still; der eine sah an den Rudern und hielt das Boot gegen die Wellen, während der andere sich mit etwas abmühte — einem Stück Segel so groß wie ein Sack. Also so! Wenn sie nun die Ruder einzogen und sich dem Wetter anvertrauten — mit Wind und Wellen quer etwas von hinten! — dann mußten sie doch sofort voll Wasser laufen.

Aber sie zogen die Ruder nicht ein. Der eine sah da und spähte wie ein Berrückter, während sie vor dem Wind herliefen; ganz toll sah es aus, aber man mußte zugeben, daß es eine größere Macht über das Boot gab. Dann auf einmal ließen sie das Segel fahren und ruderten das Boot hart gegen den Wind an — wenn eine Welle sich brechen wollte. Etwas Ähnliches von Segelei erinnerte sich kein Fischer, je erlebt zu haben; es war junges Blut und sie verstanden ihren Kram! Jeden Augenblick mußte man „Jetzt!“ sagen. Aber das Boot war wie ein lebendiges Wesen, das allem zu begegnen mußte — beständig kam es über alle Raunen hinaus. Der Anblick machte einem das Herz warm, so daß man für eine Weile vergaß, daß es ein Segeln um den Tod war. Kamen sie wirklich glücklich bis ans Brack hinan — was dann? Sie wurden ja unfehlbar an der Schiffswand zerschellt.

Der alte Ole Köller, Niels Vater, kam über die Dünen herab. „Wer ist das da draußen, der sich wegwirft?“ fragte er. Die Frage wirkte brutal in dem Schweigen und der Spannung. Niemand sah ihn an — Ole pflegte den Mund ziemlich voll zu nehmen. Er warf einen Blick über die Schar, als suche er nach etwas Bestimmtem. „Niels — hat keiner von Euch Niels gesehen?“ fragte er leise. Einer nickte nach der See hinaus. Dann verstummte er und brach zusammen.

Die See mußte die Ruder geknickt oder sie ihnen aus der Hand geschlagen haben; sie machten das Segel los, das Boot wühlte ratlos mit seinem Steben und legte sich dann träge mit der Breitseite in die Höhe. Da nahm eine große Welle sie und führte sie mit einem langen Wurf nach dem Brack. Sie verschwanden in den zusammenbrechenden Wassermassen.

Als das Wasser sich wieder beruhigte, lag das Boot da und rollte im Schutz des Schiffes, den Kiel nach oben.

Ein Mann war im Begriff, sich vom Deck in die Tafelage hinauszuarbeiten. „Das ist gewiß Niels?“ sagte Ole und starrte, daß ihm die Augen voll Wasser liefen — „ob es wohl nicht Niels ist?“

„Nein, das ist mein Bruder Karl!“ sagte Nilsen.

„Denn ist Niels weggegangen,“ sagte Ole jammernd — „denn ist Niels ja weggegangen.“ Die anderen wußten nichts dazu zu sagen; es war ja von vornherein abgemacht gewesen, daß Niels weggehen würde.

Ole stand eine Weile da und froch zusammen, als warte er darauf, daß jemand sagen würde, es sei Niels. Er trodnete seine rinnenden Augen und versuchte, auf eigene Hand da hinauszustarren; aber sie liefen voll Wasser. „Du hast junge Augen,“ sagte er zu Pelle — „kannst Du nicht sehen, daß es Niels ist?“ Sein Kopf zitterte.

„Nein, es ist Karl,“ sagte Pelle leise. Da ging Ole gebeugt durch die Schar, ohne jemand anzusehen oder auszuweichen. Er ging, als sei er ganz allein auf der Welt, an

dem Südstrand entlang — er ging, um der Leiche zu begegnen.

Jetzt war keine Zeit, den Gedanken nachzuhängen; die Leine begann lebendig zu werden; sie glitt in die See hinab und zog das Tau nach sich. Faden für Faden rollte es seine Bindungen ab und glitt langsam ins Meer hinaus wie ein erwachendes Seetier, und die dicke Trosse fing an sich zu rühren.

Karl befestigte sie hoch oben am Mast; und da war Verwendung für alle Mann — auch für die Jungen, um sie straff zu ziehen. Trotzdem hing sie in einem schweren Bogen infolge ihres Gewichts, und der Rettungsstuhl mußte sich durch die Wellenkämme schleppen, als er leer hinausging. Er ging mehr unter als über Wasser, als sie ihn mit dem ersten von der Besatzung, einem lächerlich kleinen, dunkelhaarigen Mann in graues, abgenagtes Pelzwerk gekleidet, zurückzogen. Er war beinahe erstickt auf der Reise, aber als sie erst das Wasser von ihm abgeschüttelt hatten, fehlte ihm nichts, und er schwakte unaufhörlich drauf los, in einer drolligen Sprache, die niemand verstand. Mit fünf kleinen in Pelz gekleideten Wesen kam der Stuhl herbeigewandert. Einer nach dem anderen kam an Land. Und schließlich kam Karl, ein kleines schreiendes Ferkel im Arm.

„Das waren verdammt schlechte Seelente!“ sagte Karl, während er Wasser herauswürgte — „die verstanden, Gott sei es geklagt, nicht das geringste. Die Raketenleine hatten sie an die Wanten festgemacht und das lose Ende dem Kapitän um den Leib gebunden! Und Ihr hättet die Wertschätzung sehen sollen, die da an Bord herrschte!“ Er sprach mit lauter Stimme, aber sein Blick war wie ein Schleier über etwas.

Dann zog man nach Hause ins Dorf mit den Schiffbrüchigen. Die Schute sah so aus, als könne sie noch eine Weile dem Wasser Widerstand leisten.

Als die Schulkinder nach Hause gehen sollten, kam Die schlingernd, die Leiche seines Sohnes auf dem Raden. Er lief mit losen Beinen, strich flach über die Erde hin und jammerte leise unter seiner Bürde. Fris hielt ihn an und war ihm behilflich, die Leiche in die Schulstube zu legen; sie hatte ein großes Loch in der Stirn. Als Belle die Leiche mit der klaffenden ausgewaschenen Wunde sah, fing er an zu hüpfen; er sprang kurz in die Höhe und ließ sich niederfallen wie ein toter Vogel. Die Mädchen zogen sich schreiend von ihm zurück; Fris beugte sich über ihn herab und sah ihn schmerzlich an.

„Das ist keine Schändlichkeit,“ sagten die anderen Jungen, „das ist sein Leiden — er wird manchmal so. Das hat er mal gekriegt, als er gesehen hat, wie ein Mann totgeschlagen wurd.“ Sie zogen mit ihm nach der Pumpe, um ihn wieder zu sich zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Hausball.\*)

Die Komödie spielte im Hause eines höheren Beamten, zu dem man Herr Rat sagte. Es war eine bildhübsche Tochter da, eine forpulente und asthmatische Mutter. Vier kleine Zimmer, böllig ausgeräumt. Damit man sich doch ein bißchen umdrehen konnte. Denn hundert Gäste waren geladen. Und natürlich kamen die Damen in großer Toilette, die Herren in Frack und weißer Binde. In einem der vier Zimmer standen drei Skattisje für die alten Herren; in einem anderen, vorerst noch abgesperrt, war das kalte Büfett installiert; in zwei aneinandertothenden Zimmern wurde getanzt; das Pianino stand auf dem Korridor, der auch als Wandelbahn für die erhitzen Pärchen diente, und dessen lange Wand eine Sesselreihe in allen Stilarten hatte, vom Kolofotaburet bis zum dreibeinigen Rückenstuhl. Wo der Korridor sich in die Tiefe des Hauses verlief, war er durch eine geblumte Gardine abgesperrt. Im ehelichen Schlafgemache legten die Herren ab — unter allerlei „unpassenden Scherzen“ — im Zimmer der Tochter schlüpften die Damen aus ihren Pelzen und Mänteln. Man konnte aus diesem Zimmer immer ein wunderliches Gelächern hören. Eine Dienstkammer mit Klopfballon war als Rauchsalon und Bierstübchen eingerichtet.

\*) Ludwig Ganghofer gibt in seinen Erinnerungen, die als „Buch der Freiheit“ in den „Süddeutschen Monatsheften“ erscheinen, eine ergötliche Schilderung eines von ihm miterlebten Berliner Hausballes, der typisch für die Prohengewohnheiten der guten Familie ist.

Solange nur zwanzig und dreißig Leute da waren, sah die Sache sehr fein und stilvoll aus. Ein ununterbrochenes Vorstellen und Verbeugen. Frühgefommene hörten duhndmal die gleichen Namen. Schon jetzt war die Hausfrau aufgeregter und ruhelos. Immer schwerer ging ihr Atem. Und die beiden Dienstmädchen, welche Tee und Konfekt servierten, hatten kongestiv, abgebezte Gesichter; man konnte es ihnen an den bösen Augen ansehen, daß sie am folgenden Morgen kündigen würden.

Ein paar Minuten nach 8 Uhr war das Gewühl ein Komplettes. Die alten Herren setzten sich gleich zu ihrem Stat. Man transpirierte schon, noch ehe man zu tanzen begann. Bei der Polonaise kam man nicht vom Fleck, und es wurde da immer lustig kommandiert: „Auf der Stelle Rührt Euch!“ Im Anfang erhöhte dieses Ellenbogengefühl die Lustigkeit; hart stieß man sich niemals an; immer geriet man in linde Gegend. Aber schon während der ersten Rundtänze, die für jedes Paar ein behindertes Kreisen auf beschränktem Fleck wurden, begann ein aufgeregter Drachentanz zwischen der Jugend, die Lust haben wollte und überall unter den Vorhängen die Fenster aufriß, und zwischen der Hausfrau, die ihre üppig entblöhten Freundinnen vor Schnupfen bewahren wollte und die Fenster immer wieder schloß. Die Sache entwickelte sich zu einem böshaftern Gesellschaftsspiel. Alle paar Minuten freischrie eine ängstliche Frauenstimme: „Es zieht, es zieht, es zieht!“ Dann kam die Walze der Hausfrau wieder in aufgeregtes Rollen. Jugend und Alter wurden erbitterte Feinde. Nur die graulöpfigen Herren saßen ruhig und zufrieden bei ihrem Stat.

Fürchterlich war dieses Gequatsche des Pianinos. Der Klavierspieler, als man ihm Vorwürfe machte, verteidigte heftig seine Kunst und schob alle Schuld auf das Instrument. Da müsse etwas nicht in Ordnung sein. Als man den Klavierkasten öffnete, wurden verschiedene Fremdkörper gefunden, die vom letzten Hausball her noch zwischen den Hämmern und Saiten hingen: ein Handschuh, ein Spizentüchlein und eine Serie von Zigarrenstummeln.

Um halb elf Uhr wurde die versperrte Flügeltüre zum Büfettzimmer geöffnet. Und unter Hurra und Galloß begann eine Bewegung der Massen, die dem Sturm auf eine Festung gleich. Was man eroberte, mußte man, von Gewühl umleitet, in der Luft verschlingen. Die Gesellschaft glich einem Schwarm von Gaullern, mit Tellern und Gläsern über den Köpfen. Alle verstanden sich nicht aufs Valanzieren. Man bellederte seinen Mitmenschen mit italienischem Salat, übertüpfelte die Ausladungen der Damen mit Mahonnaise und ließ ihnen das in Suppe zerfließende Gestrone auf die Kleider tröpfeln. Nur die alten Herren belamen Teller und Gläser in das Spielzimmer getragen und blieben — als das einzig Feste in diesem lärmenden Aufruhr — zufrieden und seelenruhig bei ihren Wenzeln sitzen. Im Büfettzimmer tobte der Kampf der Hungernden und Durstigen eine Stunde lang. Wer sich ein Plätzchen an der vom Gedränge schief gerückten Tafel erkämpfte, nützte die Gunst des Augenblicks und stürzte flink, bevor das Schicksal ihn wieder ins Ungewisse schleuderte, ein paar Gläser schaumlosen Bieres hinunter oder ein paar Kelsche von diesem Sekt, welcher Luftblasen so groß wie Erbsen von sich gab.

Dieses eilfertige und gierige Verschlingen und Schluden führte zu akuten Folgen. Wer sich im Korridor befand, konnte immer wieder ein Damenpärchen gewahren, das möglichst unauffällig durch jenen geblumten Vorhang zu verschwinden suchte. Die Grenze dieses Vorhanges durfte kein Männerfuß überschreiten. Es hätte ein Engel des Schamgefühls mit weißem Lilienkranz vor diesem geblumten Vorhang Wache stehen und alle Unberufenen verschleichen sollen. Und dennoch wurde gerade die Stätte vor diesem Schleier der Geheimnisse von allen Kavaliere des Hausballes beharrlich und mit zunehmendem Eifer aufgesucht. Denn dicht vor diesem Vorhang war eine Türe. Wer sie öffnete tat es immer nur um einen schmalen Spalt, der knapp zum Durchschlüpfen ausreichte. Diese Tür führte zu einer dämmerig erleuchteten Garderobekammer. Der Lichtmangel, der hier herrschte, war nicht Spar-samkeit; er war eine Konsequenz wohlweislicher Ueberlegung. In diesem Raume konnte man eine ingeniose Erfindung der kultivierten Großstadt kennen lernen. Mitten in dem leeren Raume zwischen den hohen Kästen war eine lange hölzerne Bank plaziert. Sie war sehr hochbeinig, viel höher als eine gewöhnliche Bank. Und auf dieser Holzbank standen in exakter Reihe ein Duzend — wie soll ich sagen? — ein Duzend Urnen der fluktuirenden Lebensasche. Diesen architektonischen Aufbau nannte man die „Seufzerbrücke“. Unleugbar eine höchst sinnreiche Institution. Nur ein bißchen gefährlich! Und in später Stunde, bald nach der Mitternachtsklode, gab's auch richtig eine schreckliche Katastrophe. Ein Jüngling stieß bei einem gaulenden Rud in diesem Dämmerischein gegen die Seufzerbrücke und brachte sie aus dem Gleichgewicht. Sie fiel. Ein fürchterliches Klackeradoms! Während aus der düsteren Kästelhöhle dunkle Schlangen in den Korridor herausgeschossen kamen, erhob sich ein wirres Geschrei und Gelächter. Jetzt liefen sogar die Statbrüder mit den Karten in der Hand zur Türe und guckten witzbegierig in den Korridor hinaus. Der war im Nu so leer geworden, wie der Marktplatz nach dem Warnungsschrei: „Der Löwe kommt!“ Nur der Pianist blieb auf verlorenem Posten zurück; er war erschrocken auf den Klavierstuhl gesprungen und zog mit übertriebener Vorsicht sogar noch die Frackschöße in die Höhe. Das hübsche Mädchen des Hauses weinte vor Scham, die Hausfrau glich einer Entseelten, renitent verweigerten die beiden Dienstmädchen das notwendige Werk der Hülfe, und der Hausherr, mit

den Stakarten in der Hand, beschimpfte den unbekanntem Missetäter als brutalen Rohling. Neben dem Bilde dieser schauerlichen Situation die Sprache des schreienden Kontrastes: Große Toilette mit Perlschnüren und blühenden Steinen! Ordensbändchen, Frack und weiße Bindel Schliff der Großstadt! Sublime Kultur!

## Der Laubenkolonist als Gärtner und Kleintierzüchter.

### Insektenfressende Stubenvögel.

Als Prißke Sonntag vor 8 Tagen nach langer, durch Sturm und Regen veranlaßter Pause wieder nach Neu-Vogelsdorf kam, das seinen Namen nicht umsonst trägt, fand er dort die ersten Starwärme vor. Der Starmaz kommt nämlich am frühesten von allen den wanderlustigen Vögeln wieder, die uns im Herbst verlassen, und die Schwärme machen sich dann durch ihr eifriges Geschwäge weithin bemerkbar. Prißke behauptet, es seien nur die Starweiber, die diese Schwärme veranstalten.

Fast zugleich mit den Staren kommen noch die Rotkehlchen, diese reizenden Insektenfresser, die, außer der Mauferzeit, fast das ganze Jahr hindurch ihren lieblichen Gesang erschallen lassen, trotz Sturm und Kälte lustig mit dem Schwanz wippen und mit beiden Beinen zugleich munter auf dem Boden umherhopsen. Wie manche Stare, so bleiben auch vereinzelt Rotkehlchen den Winter über bei uns; wird dann die Kälte streng, so sind sie rettungslos verloren, wenn sie nicht irgendwo in einem Vorstadtbauhaus gastliche Aufnahme finden. Durch Jahre hindurch hatte ich in den Treibhäusern allwinterlich meine Rotkehlchen, zu denen sich hier und da ein winziger Jaunfönig gesellte. Er ist ein echter Proletarier, dieser König vom Jaun, der kommt und geht, wie es ihm paßt, dieser stets treuzufidèle Drückerberger, ohne daß man feststellen könnte, durch welche Riße er seinen Weg nimmt. Anders hält es das Rotkehlchen. Wenn es einmal in einem kalten Treibhause heimisch wurde und die Gewißheit erlangte, daß es nichts zu fürchten hat, so wartet es hier geduldig die kommende, bessere Zeit ab, um sich dann, wenn die Luftfenster des Hauses wieder regelmäßig geöffnet werden müssen, bei gutem Winde auf Kimmertwiedersehen zu empfehlen.

Den Nutzen, den diese und andere insektenfressende Vögel dem Laubenkolonisten und Bartzellenbesitzer bieten, will ich heute nicht erörtern; er wird meistens überschätzt, da sie fast alle die schädlichen Läuse und die behaarten Raupen durchaus meiden. Man mache nur einmal den Versuch, einen gefangenen Star oder anderen Insektenfresser mit Kohlraupen, oder mit denen des dem Obstbau so verderblich werdenden Ringelspinner zu füttern; sie werden eher den Hungertod sterben, als auch nur eine dieser Raupen zu verzehren. Einen ganz besonderen Reiz hat aber der insektenfressende gefiederte Sänger für den Liebhaber von Zimmervögeln. Diesen Vögeln ist in fast allen Arten ein ausgesprochen lebhaftes Temperament eigen, dabei befunden sie eine Neugierde, aber nicht nur die Weibchen, die hart an Frechheit grenzt; Temperament und Neugierde tragen dazu bei, bald ein freundschaftliches Verhältnis zwischen dem gefangenen Vogel und seinem Pfleger herzustellen, das uns besonders sympathisch berührt.

Ich erinnere mich aus früheren Zeiten, als der Kampf ums Dasein noch nicht seine heutige Erbitterung hatte, als in Familie und Werkstatt noch größere Gemülichkeit herrschte, der vielen Stare, Amseln und Rotkehlchen, die damals in Stube und Werkstatt, namentlich auf dem Lande, gehalten und liebevoll gepflegt wurden. So ein Starmaz, der alle Ecken, alle Fächer und Ritzen untersuchte, gewissermaßen seine Nase überall hineinstecken mußte, weder eine Würde noch eine Stubenfliege aufkommen ließ und sich bei Tisch seinen Anteil selbständig aus den Tellern und Schüsseln herausfischte, gehörte gewissermaßen mit zur Familie. Das neue Vogelschutzgesetz hat dieser oft rührenden Tierfreundschaft einen argen Dämpfer aufgesetzt, da unter seiner Herrschaft der Handel mit einheimischen körnerfressenden Vögeln fast während des ganzen Jahres, der mit insektenfressenden Singvögeln der Heimat überhaupt vollständig verboten ist. Das Halten besonders bevorzugter Vogelarten, namentlich der Nachtigall, war schon vorher in manchen Landesteilen überhaupt verboten, in anderen mit einer dem kleinen Mann unerschwinglichen Steuer belegt. So muß denn heute der Liebhaber sehen, entweder den gewünschten heimischen Insektenfresser aus dem benachbarten Oesterreich zu beziehen, wo in den Donauländern noch eine reiche Vogelfauna vertreten ist, oder gelegentlich diesen oder jenen Piepmaz selbst aufspäpeln und seiner Liebhaberei dienlich machen. Man braucht einen solchen jungen Vogel durchaus nicht aus dem Nest zu rauben, da sich häufig Gelegenheit bietet, zu früh dem Neste entschlüpfte kleine Heißsporne, die in der nächsten Nacht einer wildernden Rahe oder einem Wiesel zum Opfer fallen würden, in schützende Obhut zu nehmen und aufzuziehen. Ich habe das in vielen Fällen mit Schwarzdroffeln, Staren, aber auch mit den zartesten Sängern wie Schwarzplättchen, Rot- und Blaukehlchen usw. erfolgreich durchgeführt. Man darf es sich aber nicht verdrießen lassen, sich früh aus den Federn zu machen, und beim Morgengrauen zeit-

mals zu füttern. Es sind bekanntlich nicht die harmlosen Vogel Liebhaber, die unsere heimische Vogelwelt dezimieren, sondern in erster Linie unsere Raubvögel, ferner Krähen, Gähner, Elstern, Würger und die kleinen Raubfaugetiere, von den Italienern, die die Zugvögel auf der Durchreise zu Hunderttausenden vernichten, nicht zu reden. Es sei hier nur daran erinnert, daß viele Säger, wie z. B. die Nachtigall, die Lerchen u. a. direkt auf oder dicht über der Erde brüten, und daß viel andere ihre Nester so sorglos anlegen, daß sie von jeder Rahe ausgeplündert werden können, wie es andererseits auch zahlreichen Vogelarten, namentlich den Höhlenbrütern, an passenden Nistgelegenheiten fehlt. Für diese bieten die Nistkästen, die der Laubenkolonist selbst zu zimmern pflegt, keinen geeigneten Ersatz, denn in diesen Kästen brüten, vom Star abgesehen, meist nur die Haus- und Feldspazeh. Die richtige Nistgelegenheit für Höhlenbrüter bilden nur aus einem Stammstück gebohrte Nisthöhlen nach dem Vorbild der von dem Spechten selbst in den Stamm gemeißelten Bruthöhlen. Man darf sich aber nicht damit begnügen, Naturhöhlen sachgemäß in den Bäumen zu befestigen, sondern man muß sie auch im Auge behalten und die Feldspazeh, die durch das kleinste für Meisen bestimmte Flugloch hindurchschlüpfen, solange regelmäßig heraus-schmeißen, bis einer der nützlichen Höhlenbrüter die Nistgelegenheit bezogen und sich darin häuslich eingerichtet hat. Da die Höhlenbrüter keine Nester bauen, gibt man in jede Höhle ein köstliches Sägespäne oder trockenem Mulm aus einem hohlen Baume, als Unterlage für das Gelege. Genaue, durch Abbildungen erläuterte Abbildungen zum gesamten Vogelschutz finden die Leser im „Praktischen Taschenbuch für Gartenfreunde“, zweite Auflage mit 137 Abbildungen. Preis 3,50 Mk. Vorrätig in der Buchhandlung „Vorwärts“.

Als heiterer Zimmergenosse, der zu Zeiten durch herrlichen Gesang erfreut, ist der insektenfressende Vogel wie geschaffen. Diese Vögel sind aber Vießfresser und erfreuen sich einer vorzüglichen Verdauung, infolgedessen schmeißen sie stark. Es ist also bei ihnen weit mehr wie beim Kanarienvogel und anderen körnerfressenden Vögeln auf Reinlichkeit zu halten. Der Käfigboden muß einen geräumigen Schiebefaß aufweisen, der täglich zu reinigen und mit staubtrocknem Sand neu zu bestreuen ist. Gewöhnliche Vogelbauer, wie man sie für Zinkenvögel verwendet, sind für Insektenfresser absolut ungeeignet. Der Bauer für diese muß mehr lang als hoch sein. Ein sogenannter Nachtigallenkäfig, der sich auch für den in Osteuropa heimischen Sprosser, auch Auennachtigall genannt, wohl unseren herbvorrangenden Sänger, eignet, soll mindestens 46 Zentimeter lang, 23 Zentimeter breit, 32 Zentimeter hoch sein. Die Amseln, Drosseln und Stare erfordern doppelte Käfiggröße. Die Schublade für die Sandeinlage muß 4½ Zentimeter Höhe haben und gut schließen, damit jede Verschmutzung des Zimmers unmöglich gemacht wird. Sauf- und Wassergefäße befinden sich an den beiden Schmalseiten des Bauers in zwei nach außen gut schließenden gestrichenen Wlechästen, das Badegefäß wird an die hochgezogene Tür gehängt. Das Dach des Käfigs darf nicht aus Drahtgeflecht bestehen, sondern von einer Wachsdruckdecke gebildet sein, da uneingeweihte Insektenfresser anfangs sehr stürmisch sind, dann häufig mit dem Kopf gegen die Käfigdecke rennen und sich, falls diese nicht elastisch ist, leicht den Schädel einstoßen. Im Herbst, zur Zugzeit, werden diese Vögel oft von unbegreiflicher Wanderlust befallen, leicht stürmisch, namentlich dann, wenn sie die Lockrufe ihrer reisefertigen Sipp-schaft draußen hören. Sprunghölzer werden in einem Nachtigallenkäfig nur drei angebracht, zwei rechts und links unten, und eine etwas erhöht zwischen diesen beiden. Zum Schutz gegen die Einnistung von Ungeziefer soll der ganze Käfig ausschließlich aus Metall gefertigt sein; Holzkäfige, namentlich mit der Laubsäge gearbeitete, sehen ja äußerlich oft recht schmuckvoll aus, sind aber zur Vogelhaltung absolut ungeeignet. Auch Sprunghölzer aus Bambus und sonstigem Rohr müssen vermieden werden, da diese zur Brutstätte der Milben werden. Der Gesang der obengenannten Drosselarten ist für geschlossene Wohnräume zu kräftig, sie werden deshalb meist nur in Bauern gehalten, die man im Frühling und Sommer außerhalb der Wohnräume, aber gegen sengende Sonnenstrahlen geschützt, unterbringt. Zu beachten ist noch, daß die Insektenfresser wenig verträglich sind, daß sich nicht nur zwei in einem Bauer gehaltene Männchen gegenseitig bis auf den Tod bekämpfen, sondern auch richtige Värchen außerhalb der Brutzeit. Während sich gewisse heimische Körnerfresser im Zimmer leicht züchten lassen, gelingt dies bei Insektenfressern nur selten und ausnahmsweise. Zwar hat man bereits Nachtigallen in der Gefangenschaft gezüchtet, aber niemals im Vogelbauer, sondern nur in großen, im Freien stehenden, mit Gesträuch bepflanzten Flugkäfigen.

Ganz auffallend ist die Vorliebe unserer heimischen und auch der ausländischen insektenfressenden Stubenvögel für ein erfrischendes Bad. Ein geräumiges Badefäßchen, nach oben und nach drei Seiten mit Scheiben abgedeckt, nach der vierten Seite offen, um hier an das Bauer gehängt zu werden, muß für jeden Vogel vorhanden sein. Wärmebedürftigen ausländischen Vögeln gibt man täglich einmal erwärmtes Badewasser (20—30 Grad Celsius), einheimischen nur kaltes, das man ihnen während des ganzen Tages zur Verfügung hält. Selbstverständlich müssen einheimische Insektenfresser, wie Schwarz- und Singdroffel, aber auch Stare und Rotkehlchen, während des Winters entweder in kaltem oder

# Schach.

Unter Leitung von S. Ma-pin.

doch in nur wenig erwärmtem Zimmer gehalten werden, da sie die Temperatur der Wohnstube auf die Dauer nicht ertragen. Vor zwei Jahren fütterte ich zwei dem Neste entnommene Schwarzdrosseln auf, die ich in zwei getrennten Käfigen in ungeheizter Stube, deren Fenster auch bei strenger Kälte im Winter Tag und Nacht geöffnet blieb, überwinterte. Während des ganzen strengen Winters verging kein Tag, an dem nicht beide Vögelchen ihr Vollbad nahmen.

Die Fütterung der insektenfressenden Stubenvögel ist mühsamer und leider auch kostspieliger als die der Körnerfresser. Im Handel sind verschiedene Mischfutterpräparate erhältlich, die in der Hauptsache aus getrockneten und zerkleinerten Früchten, aus Weißwurm und Ameisenpuppen, sogenannten Ameiseneiern, bestehen. Solch Mischfutter, wenig mit Wasser angefeuchtet, kann als sogenanntes Universalfutter Verwendung finden; da es leicht säuert, muß es an warmen Tagen zweimal frisch zurechtgemacht werden. Uebrigens kann sich der Liebhaber auch selbst ein geeignetes Mischfutter zurecht machen, wenn er gleiche Teile auf dem Reibeisen geriebener Möhre und ebenso behandelte altbackene Wassersemmel (Schrippe) mit einer Portion Ameisenpuppen vermischt. Das Mischfutter darf nie naß sein, sondern nur krümelig. Daneben muß man natürlich im Sommer frische Ameisenpuppen (Ameiseneier des Handels) und das ganze Jahr hindurch täglich einige Mehlwürmer geben. Von dieser Fütterung und der Sauberhaltung der Tiere, denen man gelegentlich auch einen kleinen Spazierflug in das Zimmer gestattet, hängt ihre Ausdauer im Zimmer ab. Es ist wiederholt gelungen, selbst Nachtigallen, Schwarzblättychen und Kottelchäten 10—15 Jahre lang in der Gefangenschaft zu erhalten. Alle Insektenfresser lieben zur Abwechslung auch Beerenobst, z. B. Vogelbeeren (Sorbus), Holunderbeeren, Erdbeeren, Johannisbeeren, ein Stückchen Apfel, etwas Feige usw., ferner geschabtes Rindfleisch und alle möglichen Insekten, die man im Sommer reichlich erlangt, wenn man einen Kästcher (Schmetterlingsnetz) durch das hohe Wiesengras streift oder die Bewohner eines Feldbusches in einen untergehaltenen Schirm abklopft. Das Hauptfutter ist aber immer der Mehlwurm. Priekle kennt sich da aus, er hat sich eine große Mehlwurmhede angelegt, und Frau Priekle weigert sich seitdem beharrlich, die Kammer zu betreten, in der sich die Kiste mit diesen „Ungeheuern“ befindet. Es juckt sie überall, sobald sie diesen Unglückskasten sieht!

Der Mehlwurm ist die Larve des Mehlkäfers, der in den Wärdereien und auch in Taubenställen als dauernder, aber nicht gern gesehener Gast vorkommt. Seine Zucht wird vielfach berufsmäßig als Nebenverdienst betrieben, denn rein ausgesiebte Mehlwürmer kosten, nach dem Gewicht verkauft, kaum weniger als Hummern und Austern. Zur Zucht genügt eine gewöhnliche, mäßig hohe Kiste, innen mit Blech gut ausgeschlagen, da die Würmer das Holz durchnagen würden, und oben mit einem gut schließenden Drahtgaze-Deckel abgeschlossen, der genügend Lüftung gestattet, aber den Käfern das Davonfliegen unmöglich macht. Statt der üblichen ausgedienten wollenen Strümpfe und Wollkappen, in denen sich leicht Motten einnisten, die der Zucht schaden, gibt man als Brutstätte eine gute alte oder anderer Fliedlappen, Hemden usw. hinein, und hierauf reichlich Weizenkleie. Dann setzt man eine handvoll kräftiger Würmer ein, die sich im Sommer verpuppen und dann in Käfer verwandeln, die die Fortpflanzung besorgen. Als Futter der Käfer und Würmer verwende man nur geriebene Mohrrübe, die man auf ein Blatt Pergamentpapier legt, und eingeweichte, aber danach wieder etwas abgetrocknete Brotkruste, denn die Mehlwurmhede muß stets trocken gehalten werden. Das Einlegen von toten Ratten, Mäusen, Spatzen usw. empfehle ich nicht.

Der Mehlwurm ist auch das beste Mittel, den Insektenfresser zahm zu machen. Einem zwischen Daumen und Zeigefinger gehaltenen und an den Käfig gehaltenen zappelnden Mehlwurm kann auch der scheueste Vogel auf die Dauer nicht widerstehen. Nach kürzerer Zeit kommt er bereits auf die Hand geflogen, um sich den Fraß selbst zu holen. Wild eingefangene Insektenfresser müssen in der ersten Wochen in verhängtem Käfig gehalten werden, sind sie aber einigermaßen eingewöhnt, so nehme man den Vorhang nach und nach fort und stelle oder hänge die Käfige so tief, daß man stets „von oben herab“, aber ohne hochgehaltene Nase mit dem Vogel verkehrt, denn so wird er am leichtesten zahm und zutraulich, während der Vogel in einem hoch hängenden Käfig stets wild und ängstlich bleibt.

Von den ausländischen insektenfressenden Stubenvögeln ist jetzt der Sonnenvogel, auch chinesische Nachtigall genannt, ein ganz angenehmer, äußerlich dem Kottelchäten ähnlicher Sänger, eine der gewöhnlichsten Erscheinungen des Vogelmarktes, den man schon für 2—3 M. erziehen kann. Exotische Reistierfänger sind die bedeutend größeren Spott- und Schamadrosseln, die hoch im Preise stehen (30—35 M.). Vor einigen Jahren versuchte ich die Züchtung der Schamadrossel mit einem importierten Männchen und einem Weibchen, das aus der ersten in Deutschland gelungenen Zucht hervorgegangen war. Die Ehe nahm einen unglücklichen Ausgang. Das entartete Weib bearbeitete den Gemahl derart mit seinem bösen Schnabel, daß er seine nur schwächern vorgebrachten Liebesbetuerungen mit dem Tode büßen mußte, was mein Junggefellensherz tief betrübtete.

M. S.

**Lösung.** (25. Februar. Dr. C. Raster Weiß: Ka1; BB a1, d5, d4, f4. Schwarz: Ka7; BB a5, d6, f5. Weiß zieht und gewinnt.) Auch dieses Endspiel eignet sich sehr zu „Rezier“ Zweden, weil die Zahl der Varianten zu groß ist, um ohne Kenntnis der Methode der Lösung immer beiderseits den richtigen Zug zu treffen. Diese Methode besteht in folgendem: Weiß droht zunächst nach b5 mit seinem K zu gelangen, wonach er den Ba5 und somit dann augenscheinlich auch leicht die Partie gewinnen würde. Schwarz muß also das Eindringen des weißen K nach b5 verhindern. Der Zug nach b5 geht für Weiß über c4. Sobald also Weiß das Feld c4 bestritt, muß Schwarz seinen K nach b6! postieren. Denn würde auf Ko4 der Zug Ka5? erfolgen, so würde Weiß mit Ko4—d3—e3—f3—g3—h4—h5—g5×f5 leicht gewinnen. Es ist zu bemerken, daß diese letztere Gewinnmöglichkeit für Weiß sich in all den Fällen darbietet, in denen der schwarze K mehr als um eine Vertikalreihe nach links (von Weiß aus gesehen) seinem weißen Opponenten nachsteht. (Die Felder e4 und a6 z. B. sind eben um zwei Vertikalreihen voneinander entfernt.) Man merke sich nun folgende Gruppen von Feldern: 1. c4 und b6; 2. b3, d3, b1, d1 und dementsprechend a7, c7; 3. c3, c1 und b7; 4. b2, d2 und a8, c8; 5. c2 und b8. (Die logische Begründung der gegenseitigen Korrespondenz der Felder in jeder dieser fünf Gruppen ist zu platzraubend. Empirisch aber die Einteilung der erwähnten Felder in die fünf Gruppen sich zu merken, dürfte nicht schwer sein. Man kann es sich schließlich aufzeichnen!) Die Lösungsmethode besteht nunmehr darin, daß der weiße K fortwährend und möglichst in der Richtung nach rechts die Felder der Gruppe aufsucht, auf denen der schwarze K im gegebenen Momente postiert ist. (Der erste — und einzig! richtige Zug der Lösung befindet demnach in 1. Kb1!, weil a7 und b1 zur selben Gruppe gehören. Auf jeden anderen Zug von Weiß könnte Schwarz Remis halten, indem er sich an dasselbe Prinzip des Aufsuchens der betreffenden Feldergruppen hält! Für diese letztere Eventualität hätte Schwarz nur noch zu beobachten, daß die Felder a1, a2 und a3 sowohl zur dritten als zur fünften Gruppe gehören.) Wenn Weiß richtig nach obiger Methode vorgeht, wird der Gegner bald nicht mehr in der Lage sein, gleichzeitig das Eindringen nach b5 und die Entfernung um mehr als eine Vertikalreihe (bzw. das Eindringen nach h5) zu verhindern. Z. B.: 1. Kb1! (1. Ka2?, Kb7 zc. Remis. Oder 1. Kb2?, Ka8! auch Remis.) 1. . . . . Ka8; 2. Kb2!, Ka7; 3. Kb3! (3. Kc3?, Kb7! Remis. Oder 3. Kc2?, Kb8! Remis.) 3. . . . . Kb7 (3. . . . . Ka6; 4. Kc2!, Kb6; 5. Kd2!, Kc7; 6. Kd3! und Schwarz müßte, um das Eindringen nach h5 zu verhindern, die Entfernung von zwei Vertikalreihen zulassen, wonach Weiß nach h5 gelangt. Bei 3. . . . . Ka8? oder 3. . . . . Kb8? gewinnt augenscheinlich 4. Ko4 nebst 5. Kb5 und 6. K×a5) 4. Kc3!, Kc7; 5. Kd3! (5. Kc4?, Kb6! Oder 5. Kd2?, Kc8! Oder 5. Kc2?, Kb8! würde Remis zulassen.) Weiß gewinnt nunmehr leicht, weil er entweder nach h5 oder nach b5 gelangt, indem Schwarz das günstige Feld c7 verlassen muß. Da den beiden Königen bei jedem Zuge ansehend mehrere Züge zur Verfügung stehen, ist die Zahl der Varianten sehr groß. In sämtlichen diesen Varianten ist fast bei jedem Zuge beiderseits ein einziger Fehler genügend, um das Resultat zu ändern, denn meistens gibt es nur einen einzigen richtigen Zug. Ohne die obige allgemeine Methode zu kennen, ist es für den Laien (selbst für einen Meister!) fast undenkbar, in der Sache sich auszukennen. Man kann also auch mit diesem „Rezier“-Endspiel spaßige Unterhaltung erzielen, indem man dem Laien gegenüber mit Weiß auf Gewinn und mit Schwarz auf Remis wettet. —

**Verichtigung.** Wir werden aus San Sebastian darauf aufmerksam gemacht, daß nach 1. e4, e6; 2. d4, d5; 3. Sc3, Sf6; 4. Lg5, Le7; 5. e5, Sfd7; 6. Lxex7, Dxe7; 7. Ld3, 0—0; 8. See2, c5; 9. e3, f6; 10. f4, cd; 11. cd, fe Weiß doch am besten hätte 12. fxe5! antworten sollen. Denn die in unserer Glosse vom 18. Februar angegebene Fortsetzung: „12. . . . . Db4?; 13. Sc3, Dxb2; 13. Sge2, Sc6“ überläßt dem Weißen noch gute Angriffschancen mit 14. Tbl, Da3; 15. Dc2 zc. Wir müssen die Richtigkeit dieser Einwendung anerkennen und berichtigen wie folgt: 12. fxe5!, Db4? (Gut ist auch 12. . . . . Dh4?; 13. g3, Dh6 zc.) 13. Sc3, Tf7! (Auf Sc6 folgt Dh5) 14. Sf3!, Sf8; 15. 0—0, Ld7; 16. Tf2, Le8; 17. Dd2, Sc6; 18. Taff, Tac8; 19. Lb1, a6 zc. mit annähernd gleichem Spiel.

**Schachnachrichten.** Die Preisträger von San Remo sind: Jahnni (7½), Lowyli (7), Forgacz (6½). Leichtere sind so hohe Geldpreise (2000, 1500 und 1000 Fr.) noch nie gewonnen worden; denn die Besetzung war wegen der Konkurrenz von San Sebastian eine sehr mindertwertige. Es erhielten noch Trostpreise: Kostic und Przepiora (6), Gumsberg und Reti (5½), Roselli und v. Schewe (5). —

Der gegenwärtige Stand in San Sebastian ist: Capablanca 4½ (1 Hängepartie), Marshall 4 (1), Schlechter 4, Zarrafch 3½ (1), Marocz, Rubinstein je 3 (1), Bernstein, Burn, Niemzowitsch, Spielmann, Vidmar je 2½ (1), Leonhard 2 (1), Durac 2, Janowski 1½ (2), Teichmann 1½ (1).